

2.7 Dinge und Migration

Doerte Bischoff

Einleitung

Dinge sind Mobilien, ihre charakteristische Neigung zu wandern, den Besitzer zu wechseln, sich seinen Vorstellungen von einer Ordnung der Dinge zu widersetzen, sind immer wieder beschrieben worden (Niehaus 2009). Gleichzeitig stehen Dinge mit der Bewegung von Menschen über Grenzen, von Ländern ebenso wie von Kulturen, in einem engen Zusammenhang. Wo Menschen wandern, wandern Dinge mit, geraten wie sie in neue Umgebungen und stiften ein Gefühl des Vertrauten an Orten, an denen Vieles unbekannt und unvertraut ist. Dabei hängt es sehr von den Umständen des Aufbruchs und der Ortswechsel ab, ob über das Notwendigste hinaus überhaupt geschätzte Dinge mitgenommen werden können. Ist die sogenannte ‚Inselfrage‘, die Frage also, welche drei Dinge man auf eine einsame Insel mitnehmen würde, ein beliebtes Gedankenexperiment, um herauszufinden, welche Gegenstände von besonderem persönlichen Wert sind, so bleibt Flüchtenden oft kaum die Möglichkeit, in diesem Sinne bedeutsame Dinge zu identifizieren und mitzunehmen. Doch auch die zurückgelassenen Dinge können für Flüchtlinge und Migranten eine besondere Bedeutung haben, indem ihr Fehlen registriert und ein Erinnerungsprozess in Gang gesetzt wird, der die verlassene Welt imaginär rekonstruiert. Judith Kerr, die als Zehnjährige die Flucht der Familie aus dem nationalsozialistischen Deutschland erlebte, hat dies in ihrem Jugendbuch *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl* (1973) gestaltet, indem die Erinnerung an das zurückgelassene kindliche Übergangsobjekt zugleich die Welt einer jüdischen Kindheit im Berlin der 1920er Jahre als zerstörte vor Augen stellt.

Ebenso wie die zurückgelassenen, häufig zudem gewaltsam enteigneten Objekte vor allem die Grenze akzentuieren, die überschritten wurde – nicht nur hinsichtlich eines Ortswechsels, sondern auch im Sinne einer unwiderruflichen Zäsur –, können jedoch auch ins Exil mitgenommene Dinge, indem sie Spuren der Flucht tragen oder aus ihren Zusammenhängen gerissen ihren Sinn verlieren, einen solchen Bruch figurieren. In literarischen Texten, die von Exilerfahrungen Zeugnis ablegen, reflektieren Dinge den Orientierungsverlust der Menschen, die über sie nicht mehr als Gegenstände zur Einrichtung ihrer Welt verfügen, sondern die sich selbst als Verworfenen und Umhergetriebenen, wie Gegenstände den Zeitläuften ausgesetzt, empfinden (Bischoff und Schlör 2013, 16).

Im Gegensatz dazu können vor allem in Situationen, in denen Migranten Kontakt zu Menschen in ihrem Herkunftsland halten, Grenzen also prinzipiell durchlässiger sind, Dinge dazu beitragen, die Verschiedenheit kultureller Objektwelten durch Vermischungen infrage zu stellen und so Grenzen zu unterlaufen. So hat die Migrationsforschung darauf hingewiesen, dass nicht nur enorme Geldströme von Migranten in ihre Herkunftsländer fließen – auch Dinge werden als unterstützende Geschenke und Zeugnisse der neuen Erfahrungen und Lebensweisen in die alte Heimat verschickt: „In addition to moving labor [...], migration moves things, lifestyles and aspirations back and forth between the richer and poorer regions of the world.“ (Trentmann 2016, 571) Dass es sich hier nicht um eindirektionale Prozesse handelt, ist insofern bemerkenswert, da die westliche Konsumwelt generell stark von gesellschaftlicher Ungleichheit und nur einseitig durchlässigen Grenzen geprägt ist. In Industrieländern zirkulierende Waren, die als Indikator von Wohlstand und westlicher Lebensweise gelten, haben häufig bereits eine Reise aus Billiglohnländern hinter sich, in denen sie von Menschen produziert werden, die selbst nie an eine solche Reise denken können. Die von der Presse aufgegriffene Geschichte von jenem Hemd, das, in Bangladesch genäht, durch einen versteckten Zettel als Hilferuf westliche Konsumenten und mittellose Produzenten zusammenbringt (Hoppe 2006), deutet ein Potenzial der Dinge an, durch ihre Beweglichkeit die Grenzen der Mobilität und damit auch der Migration von Menschen zu markieren, die von den Versprechen der Konsum- und Tourismusindustrie ausgeblendet werden. Die Implikationen dieser globalen Zirkulation von Dingen sind in den Kulturwissenschaften und damit auch für die Literatur bislang noch wenig erforscht. Dabei ist zu bedenken, dass dieses Phänomen sich kaum ohne einen Blick auf seine vielfältigen kolonialen Vorgeschichten erschließt.

Dynamisierungen der Dinge im kolonialen Feld

Ebenso wie Dinge, die als Inbegriff eines besseren Lebens und damit einer überlegenen Kultur in ärmere Länder verschickt werden, dort vielfältigen Aneignungen und möglicherweise weiteren Tauschprozessen ausgesetzt werden, sind Objekte, in denen sich die vermeintlich überlegene Zivilisation der Kolonialmacht materialisiert hat, auf unterschiedliche Weise zweckentfremdet und umgedeutet worden. Die Literatur hat solche im Hinblick auf das Symbolsystem der Kolonialmacht subversiven Prozesse immer wieder gerade in der Fokussierung von Dingen in den Blick gerückt, deren Funktionalisierung in der Verhandlung von kultureller Bedeutung vorgeführt, aber auch unterlaufen wird. Macht und Selbstbewusstsein des imperialen Subjekts werden etwa in Alexander Popes

epischem Gedicht „The Rape of the Lock“ (1711) mit Blick auf eine Ansammlung von Luxusgegenständen ins Bild gesetzt, die offensichtlich aus den Kolonien stammen und sich nun in europäischem Besitz befinden (siehe auch 3.6 SCHOLZ). Dabei wird deutlich, dass sie Geltung und kulturelle Überlegenheit auch dadurch demonstrieren, dass ihre Funktion und Bedeutung in ihren ehemaligen Kontexten überschrieben und vergessen werden (Scholz 2004, 54): Wenn etwa eine Vereinigung von Schildkröte und Elefant imaginiert wird, so in Form von aus Schildpatt bzw. Elfenbein gefertigten Gegenständen, deren Herstellung die Mortifikation des mit den fremden Kontinenten assoziierten Lebens voraussetzt. Dabei stellt sich jedoch die Frage nach der Möglichkeit einer dauerhaften Inbesitznahme und Kontrolle der faszinierenden Dinge aus der Fremde.

Im deutschsprachigen Raum, in dem die literarische Auseinandersetzung mit kolonialen Dingen deutlich später einsetzt, trifft man seit Mitte des 19. Jahrhunderts auf Texte, in denen sich das koloniale Subjekt in der Konfrontation mit der vermeintlich völlig fremden Kultur Spiegelungen ausgesetzt sieht, welche die Gewissheit der eigenen Überlegenheit unterlaufen. In Gottfried Kellers Erzählung „Don Correa“ (1881) zieht die afrikanische Fürstin dem Kolonisator nicht nur mit fremdartigen Fetischträgern im Gefolge entgegen, sondern auch mit einer „Leibwache mit hundertjährigen guten Stahlwaffen, Hellebarden und Flambergen, die unverkennbar einst im Abendlande geschmiedet worden“ (Keller 1991, 304). Offenbar sind die Dinge im kolonialen Kontext keineswegs so einfach zu kontrollieren, wie die Vorstellung von der kulturellen Überlegenheit der Europäer glauben macht. Der implizite Verweis auf vorausgehende Kontakte zwischen Europäern und Afrikanern markiert einen Raum, in dem Dinge und Bedeutungen zirkulieren, ohne von einem Akteur letztlich in Besitz genommen werden zu können. Dies wird bei Keller auch durch das Prinzip der Inszenierung in der Begegnung mit dem anderen deutlich, das vorführt, wie Dinge zur Selbstdarstellung in Dienst genommen werden. Der überbordende Schmuck der afrikanischen Fürstin etwa, die mit „einer Last von Ketten und Ringen“ behängt ist, erscheint aus europäischer Perspektive als ‚barbarischer Pomp‘ und für eine politische Begegnung denkbar unpassend; andererseits veranlasst er dazu, den vom Europäer zur Schau gestellten militärischen Pomp mit Ordenskettens und einem mit Federn, Goldschnur und Diamantagraffe ausgestatteten Hut seinerseits als durchaus befremdliche Inszenierung auszustellen, die im Spiegel der geschmückten Frau ihre Geltung als patriarchale und koloniale Machtdemonstration einbüßt. In der literarischen Reflexion erscheint das koloniale Setting, in dem Menschen und Gegenstände zwischen den Kontinenten wandern, als geradezu paradigmatisches Feld, das die Grenzen der Verfügbarkeit von Dingen hervortreten lässt. Kommen die Dinge als fremde in den Blick, indem ihre Her-

kunft aus entfernten Gegenden der Welt akzentuiert wird, so kehrt die textuelle Inszenierung, die sie nicht mehr eindeutig an bestimmte Orte, Kulturen oder mit ihnen umgehende Menschen gebunden zeigt, schließlich im Horizont kolonialer Objektdynamiken eine Art epistemische Fremdheit der Dinge hervor, die sich letztlich nicht in Besitz nehmen lassen.

Dinge des Exils

Die Einrichtung der Wohnung bestimmt im bürgerlichen Zeitalter, wie Walter Benjamin gezeigt hat, wesentlich die Möglichkeiten, sich in der Welt einzurichten und zu orientieren. Wie kein anderes sei das 19. Jahrhundert „wohnsüchtig“ gewesen, indem es die Wohnung als „Futteral des Menschen“ betrachtet habe, in das es diesen „mit all seinem Zubehör“ tief eingebettet habe (Benjamin 1982, 292). Mobiliar und Ausstattung erinnern und zitieren dabei typischerweise nicht nur unterschiedlichste historische Stile und Epochen, sondern versammeln auch Dinge aus anderen Kulturen im begrenzten Raum bürgerlicher Häuslichkeit. Die damit verknüpfte Vorstellung einer Geschlossenheit und Verfügbarkeit der Welt wird im 20. Jahrhundert auf vielfältige und extreme Weise aufgesprengt: „Der Jugendstil erschütterte das Gehäusewesen aufs tiefste. Heut ist es abgestorben und das Wohnen hat sich vermindert: für die Lebenden durch Hotelzimmer, für die Toten durch Krematorien“, schreibt Benjamin, der zu dieser Zeit selbst bereits im Exil lebt, in den Vorstudien zu seinem *Passagen-Werk* (Benjamin 1982, 292).

Wenn Bertolt Brecht im schwedischen Exil Ende 1939 in seinem Tagebuch eine Liste seiner Besitztümer erstellt, so ist deutlich, dass diese Vergewisserung des Eigenen in den Dingen nicht mehr der Logik der Einrichtung und Behausung folgt. In der Aufzählung fügen sich die Dinge, die auch hier aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten stammen („3 japanische Masken, 2 kleine chinesische Teppiche, 2 bayerische Bauernmesser, 1 bayrisches Jägermesser, ein[] englische[r] Kaminstuhl [...]“, Brecht 1996, 52; vgl. Evelein 2013, 32–33), nicht mehr zu einer heimatlichen Form, die dem Menschen Wohnung gibt. Vielmehr bezeugen sie als lose aneinandergereihte Dinge vor allem, dass sie (noch) da sind, und damit auch das – vorläufige – Überleben ihres Besitzers, der wie sie von seinem Heimatort versprengt ist. Gedichte, die den Tod Margarete Steffins, Walter Benjamins und anderer Weggefährten im Exil reflektieren, greifen die Rhetorik der Liste wieder auf, durch die sich Besitz und Verlust gleichzeitig zu artikulieren scheinen. Die Abwesenheit der nahen Menschen wird im Gedicht „Verlustliste“ (Brecht 1967, 829) nüchtern im Sinne einer Inventur von Dingen verzeichnet, die in ihrer Sachlichkeit als Kompensationsstrate-

gie gelesen werden kann, während sie zugleich im Mangel der sinnstiftenden Verknüpfung und Deutung die Erschütterung erkennbar werden lässt. Wo Tradition und Gemeinschaft, die der Erinnerung einen Rahmen geben könnten, korrumpiert und zerfallen sind, treten die Dinge in ihrer unvermittelten Präsenz hervor, während die aus sozialen und kulturellen Gemeinschaften ausgestoßenen Menschen ihren Gedenkort in einer Literatur finden, die sie versammelt, ohne einen neuen Zusammenhang herstellen zu können. Das Gefühl des Verworfenseins manifestiert sich auch in Konrad Merz' frühem autobiografisch geprägtem Exilroman *Ein Mann fällt aus Deutschland* (1936) in der Gewissheit, „aus den Dingen gefallen“ zu sein (Merz 1994, 23) und damit jeden Bezug zu einer sinnhaften, dem eigenen Leben Halt und Orientierung gebenden Ordnung der Dinge verloren zu haben. Anstatt als souveränes Subjekt über die Dinge verfügen zu können, sieht sich der Erzähler-Emigrant unablässig damit konfrontiert, dass diese selbst zu Akteuren zu werden scheinen, sich ihm in ihrer unbeherrschbaren Fremdheit aufdrängen und gerade darin den Verlust von Selbstgewissheit und Übersicht erfahrbar machen. Als eine Art Urszene wird hier die Situation der Flucht beschrieben, während der er auf einem Schiff versteckt zwischen „verkrüppelten Konservenbüchsen, Klosettpapier, einem Frauenunterrock und der Kriegsausgabe von Faust“ (Merz 1994, 25) wie ein Frachtgut unter anderen außer Landes gebracht wird.

Mortifikation und Verdinglichung werden in literarischen Texten, die Entortungen und Grenzüberschreitungen im Kontext von Vertreibung und Migration reflektieren, häufig auch in Erzählungen über Pässe reflektiert. Als Identitätspapiere bezeugen sie einerseits die Existenz eines Individuums, andererseits zeigen sie dieses einer staatlichen Macht ausgesetzt, die dazu tendiert, Singularität auszulöschen und den Einzelnen bürokratischer Registrierung und Überwachung zu unterwerfen. Vor allem in B. Travens *Das Totenschiff* (1926) und Carl Zuckmayers *Der Hauptmann von Köpenick* (1931) wird das Problem verhandelt, dass ein Mensch, der aus verschiedenen Gründen keinen Pass hat, in gewisser Weise lebendig tot ist. Erst das Papier, das ihn als geboren und einer Nation zugehörig ausweist, sichert sein Überleben, weshalb einen Pass zu haben als ‚nötiger als das tägliche Brot‘ (vgl. Zuckmayer 1956, 18) erscheint. Je vehementer sich die Figuren um den Besitz eines ‚guten‘ Passes bemühen, umso deutlicher scheinen sich dabei Mensch und Papier zu vertauschen, überträgt sich der Material- und Dingcharakter des Passes auf den Menschen selbst, etwa wenn der Erzähler im *Totenschiff* bedauert, „daß wir noch nicht aus Papiermaché gemacht sind“, denn dann könnte man an dem Stempel sehen, in welcher Nation jemand gefertigt worden sei (Traven 1954, 47). In der Literatur des Exils, die – wie Anna Seghers' *Transit* (1944) oder Erich Maria Remarques *Liebe deinen*

Nächsten (1941) und *Die Nacht von Lissabon* (1962) – um die Schwierigkeit kreisen, einen rettenden Weg in Zufluchtsländer zu finden und dabei diverse Grenzen zu überschreiten, rücken die benötigten Pässe und Papiere noch konsequenter ins Zentrum des Geschehens: Sie sind es, die die Aktivitäten und Gespräche der Figuren dominieren und regelrecht selbst zu Akteuren werden. Hier geht es weniger darum, überhaupt im Besitz eines Passes zu sein, als darum, am richtigen Ort und zur richtigen Zeit die jeweils korrekten Papiere zu haben. Eine entscheidende Rolle spielt allerdings auch hier der Grenzfall, dass der Pass nicht mehr eine Identität be-, sondern erzeugt, der Flüchtling etwa sein Überleben der Tatsache verdankt, dass er mit den Papieren eines Toten auftritt, hinter dessen Identität seine eigene verschwindet. Dabei verschränkt sich das Identitätspapier, das wie in Brechts *Flüchtlingsgesprächen* als der „edelste Teil von einem Menschen“ (Brecht 1961, 7) erscheint und ihn ganz zu bestimmen tendiert, auch mit jenem anderen Ding, auf das der Protagonist auf der Flucht trifft: dem Koffer mit den Hinterlassenschaften eines Schriftstellers, der sich auf der Flucht das Leben genommen hat und dessen unfertiges Manuskript nun Phantasie und Hoffnung nährt. Die papierene Existenz hat, so wird angedeutet, verschiedene Facetten: Sie lässt sich auch als Herausforderung zur (literarischen) Imagination anderer als der durch totalitäre Systeme und rigide gezogene Grenzen vorgegebenen Wirklichkeiten begreifen. Auch in Texten von Gegenwartsautorinnen und -autoren wie Emine Sevgi Özdamar, Abbas Khider oder Dimitré Dinev erscheint die Bezugnahme auf Pässe und Papiere im Spannungsfeld zwischen identitärer Verortung und Grenzziehung einerseits und Einladung zu kreativen und subversiven Selbstentwürfen andererseits.

In diesem Kontext ist es bemerkenswert, dass die Dinge, welche der Protagonist in Franz Werfels Exildrama *Jacobowsky und der Oberst* (Uraufführung 1944) als ihm liebgewordenen Besitz, als „Symbole einer Heimstätte mitten in meiner Heimatlosigkeit“ (Werfel 1962, 51) in sein nunmehr fünftes Exilland mitnehmen möchte, keineswegs typische Dingzeichen einer bestimmten Herkunftskultur sind. Die persischen Teppiche als das Letzte, was ihm nach eigener Aussage zur Erhaltung seiner Menschenwürde geblieben ist, rufen zwar das Interieur des bürgerlichen Wohnzimmers auf, das in orientalisierender Manier fremde Welten zu domestizieren sucht. Indem sie zum charakteristischen Bezugsobjekt des Emigranten werden, transformieren sie jedoch diesen Bedeutungshorizont und lassen Aspekte des Beweglichen, Grenzen (auch von Fiktion und Wirklichkeit) Überschreitenden in der Assoziation des fliegenden Teppichs hervortreten. Die von den Dingen gestiftete mobile Heimat evoziert auch eine jüdische Tradition von Exil und Diaspora, in der Schrift und Buch als ,portatives

Vaterland‘ (Heine) den verlorenen Heimatort ersetzen, den sie gleichwohl erinnern (Kilcher 2016) (siehe auch 3.18 KOMFORT-HEIN).

Grenzen der (Ver-)Sammlung: Ausgestellte Migration

Neben dem Festhalten an Dingen, die zu Reflexionsobjekten der eigenen Ortlosigkeit, aber auch Beweglichkeit werden können, findet sich in der Literatur die Tendenz, Migrationserfahrungen mit einer Loslösung von Dingfixierungen zu verbinden. In Hilde Domin's Gedichtzyklus „Fünf Ausreiselieder“ etwa gibt das lyrische Ich den Gegenständen „die Freiheit wieder“ (Domin 2009, 123). Die Befreiung liegt dabei zugleich auf der Seite der Fortgehenden, die sich dem Zugriff der Dingwelt entzieht: „Meine sanften Gegenstände / ihr wolltet mich sammeln. // Gegenstände / ihr seht mich gehn“ (Domin 2009, 123). Mitgenommen wird schließlich das einzig „[un]verlierbare Exil“ selbst, das in einer paradoxen Vertauschung von Besitz und Verlust, Materiellem und Abstrakt-Immateriellem, Innen und Außen, Heimat und Exil die traditionellen Kategorien von Identität und Eigentum unterläuft. „Mit leichtem Gepäck“ unterwegs zu sein, bedeutet, „dem Schoßhund Gegenstand ab[zusagen] / der dich anwedelt / aus den Schaufenstern“ (Domin 2009, 101), wobei nicht mehr entscheidbar ist, ob der mit der bindenden Macht der Dinge verknüpfte Ort hier mit einer ursprünglichen Heimat oder einem Exilort, an dem das Ich nicht bleiben wird, assoziiert ist.

Die Frage nach der Versammlung von Dingen spielt vor allem auch im Kontext der Erinnerung an Exile und Migrationen eine wichtige Rolle. Hier wird das Spannungsverhältnis zwischen einer für den Erinnerungsprozess notwendigen Rekapitulation zerbrochener Zusammenhänge und der Frage, wie diese gerade den Brüchen und Diskontinuitäten gerecht werden kann, zum Thema der Texte. Versuche einer erinnernden Sammlung von Dingen sind insbesondere nach 1945 typischerweise von dem Dilemma gezeichnet, dass nicht nur die ursprünglichen Eigentümer der Dinge, in deren Wohn- und Lebensraum sie eine Ordnung bildeten, nicht mehr leben, sondern dass durch massenhafte Enteignung, Vertreibung und Vernichtung traditionelle Formen der Weitergabe von Dingen in Familien und Gemeinschaften zerstört sind. In W. G. Sebalds Roman *Austerlitz* (2001) wie in seinen Geschichten über *Die Ausgewanderten* (1992) drängen sich Dinge den Erzählern immer wieder als seltsame, opake Gegenstände auf, die sich mit der eigenen Geschichte aufs Engste zu verbinden scheinen, ohne dass eine kohärente Geschichte von Herkunft und Zugehörigkeit über sie erzählt werden könnte. So ist ein Rucksack, der demjenigen ähnelt, mit dem Austerlitz in einem Kindertransport nach England kam, Auslöser für Erinnerungsprozesse,

die auf die Unmöglichkeit einer beglaubigten Herkunftserzählung führen. In Nicole Krauss' Roman *Great House* und in Edmund de Waals *A Hare with Amber Eyes* (beide 2010) folgen die Figuren und Erzähler den Spuren der infolge von ‚Arisierung‘ und Verfolgung geraubten und zerstreuten Besitztümer durch viele Länder und Schicksale. Fragen der Wiederversammlung und Rückerstattung der enteigneten Dinge spielen ebenso eine Rolle wie die Reflexion auf die Unmöglichkeit, die zerstörte europäisch-jüdische Welt in der Sammlung von Dingen wiederherzustellen. So bleiben diese als exilische Objekte präsent, die, gerade indem sie nicht (wieder-)angeeignet werden können, die Erinnerung an gewaltsame Vertreibung, Brüche und Diskontinuitäten in den individuellen und kollektiven Geschichten bewahren (Bischoff 2016).

Angesichts der großen Bedeutung, die Vertreibung, Flucht und Exil, aber auch die verschiedenen Phasen und Formen der Zuwanderung für eine europäische und darüber hinausweisende Erinnerungskultur haben, stellt sich das Problem der Versammlung von Dingen auf vielfältige Weise. So dauert die Diskussion um Möglichkeiten und Grenzen der Ausstellung von Migration an (Baur 2009; Bluche et al. 2013). Wo Bewegung, Diskontinuität und Disparität erinnert werden soll, erscheint eine Präsentation im Museum, das auf Formen der exemplarischen Materialisierung und Symbolisierung angewiesen ist, mit besonderen Schwierigkeiten konfrontiert (Korff 2005, 7). Hier zeigt sich das Dilemma, dass Geschichten von Migration notwendig erzählt werden müssen, um der Vielstimmigkeit und Transnationalität gegenwärtiger Gemeinschaften gerecht zu werden, zugleich aber die Gefahr der Einebnung von Brüchen oder der exotisierenden Zurschaustellung von Differenz besteht. Während zahlreiche Ausstellungsprojekte und Museen diesem Dilemma durch innovative Konzepte zu begegnen versuchen, scheint paradoxerweise die Literatur, die Dinge nicht zeigen, sondern immer nur textuell oder allenfalls als integrierte Fotografie wie bei Sebald repräsentieren kann, in besonderer Weise geeignet, im Auftritt der Dinge Brüche und Vielstimmigkeit der Narrationen erfahrbar zu machen. Dem Aufruf Herta Müllers folgend, in Deutschland ein ‚Museum des Exils‘ einzurichten, ist inzwischen unter der Ägide der Deutschen Nationalbibliothek das virtuelle Museum ‚Künste im Exil‘ entstanden. Dieses führt Exponate von vielen Orten und Archiven der Welt zusammen, wobei es in der Anordnung aber offen und auf vielfältige Weise ‚begehrbar‘ bleibt. Während Müller weiter dafür eintritt, dass es außerdem einen Ort geben sollte, an dem die Dinge und mit ihnen die Geschichte(n) von Vertreibung und Exil sinnlich erfahrbar werden, eröffnen ihre literarischen und essayistischen Texte einen Kosmos der Dinge, die sowohl Zeugen eines totalitären Zugriffs auf private Lebensräume wie Komplizen in der Subversion einer solchermaßen kontrollierten Ordnung der Dinge sind. Gerade

die kleinen Gegenstände, die die Migranten begleiten oder von ihnen als zugehörig erkannt werden, können „das Disparateste zusammenbinden“ (Müller 2009) und auf diese Weise Brüche und Widersprüche bergen, die sich nicht in eine kohärente Erzählung übersetzen lassen, die aber für die Geschichte(n) der Migranten und damit die Geschichte der Moderne insgesamt von besonderer Bedeutung sind.

Literaturverzeichnis

- Baur, Joachim. *Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation*. Bielefeld 2009.
- Benjamin, Walter. *Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften. Band V.1*. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main 1982.
- Brecht, Bertolt. *Flüchtlingsgespräche*. Frankfurt am Main 1961.
- Brecht, Bertolt. *Reisen im Exil 1933–1949*. Frankfurt am Main 1996.
- Brecht, Bertolt. *Gedichte 1941–1947. Gesammelte Gedichte. Band 3*. Frankfurt am Main 1967: 823–949.
- Bischoff, Doerte, und Joachim Schlör. „Dinge des Exils. Zur Einleitung“. *Exilforschung* 31 (2013): 9–20.
- Bischoff, Doerte. „Vom Überleben der Dinge. Sammlung und Exil in Edmund de Waals *Der Hase mit den Bernstein-Augen* und Nicole Krauss' *Das große Haus*“. *Sprachen des Sammelns. Literatur als Medium und Reflexionsform des Sammelns*. Hrsg. von Sarah Schmidt. München 2016: 59–80.
- Bluche, Lorraine, Christine Gerbich, Susan Kamel, Susanne Lanwerd und Frauke Meira (Hrsg.). *Neuzugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung*. Bielefeld 2013.
- Domin, Hilde. *Sämtliche Gedichte*. Hrsg. von Nikola Herweg und Melanie Reinhold. Frankfurt am Main 2009.
- Evelein, Johannes. „Erste Dinge. Reisegepäck im Exil: Eine phänomenologische Lektüre“. *Exilforschung* 31 (2013): 23–34.
- Hoppe, Ralf. „Hallo Nachbar. Wie eine Frau aus Wesseling zum Global Player wurde“. *Der Spiegel* 35 (2006): 81.
- Keller, Gottfried. *Das Sinngedicht. Sämtliche Werke in sieben Bänden. Band 6: Sieben Legenden. Das Sinngedicht. Martin Salander*. Hrsg. von Dominik Müller. Frankfurt am Main 1991: 95–381.
- Kilcher, Andreas. „‚Volk des Buches‘. Zur Politik des Schreibens in der jüdischen Moderne“. *Exil – Literatur – Judentum*. Hrsg. von Doerte Bischoff. München 2016: 44–63.
- Korff, Gottfried. „Fragen zur Migrationsmusealisierung. Versuch einer Einleitung“. *Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis*. Hrsg. von Henrike Hampe. Münster 2005: 5–16.
- Merz, Konrad. *Ein Mensch fällt aus Deutschland*. Berlin, Weimar 1994.
- Müller, Herta. „Jedes Wort weiß etwas vom Teufelskreis“. *Nobelpredigt 7.12.2009*. http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/2009/muller-lecture_ty.html (4. Oktober 2016).

- Niehaus, Michael. *Das Buch der wandernden Dinge. Vom Ring des Polykrates bis zum entwendeten Brief*. München 2009.
- Scholz, Susanne. *Objekte und Erzählungen. Subjektivität und kultureller Dinggebrauch im England des frühen 18. Jahrhunderts*. Königstein im Taunus 2004.
- Traven, B. *Das Totenschiff. Die Geschichte eines amerikanischen Seemanns*. Hamburg 1954.
- Trentmann, Frank. *Empire of Things. How We Became a World of Consumers. From the Fifteenth Century to the Twenty-First*. New York, NY 2016.
- Werfel, Franz. *Jacobowsky und der Oberst. Komödie einer Tragödie in drei Akten*. Frankfurt am Main 1962.
- Zuckmayer, Carl. *Der Hauptmann von Köpenick: Ein deutsches Märchen in drei Akten*. Frankfurt am Main 1956 [1931].